

aus Deutschland



„Keines der beiden Länder hat das Recht, die Souveränität der Malwinen infrage zu stellen. Sie waren eine britische Kolonie auf argentinischem Boden. Heute sollten sie ein unabhängiges Land sein.“

Belen, 30, Prokurist aus Buenos Aires

Stipendiaufenthalt in Argentinien und auf den Falklandinseln

vom 14. Februar bis 28. März 2013

Britisch bis ins Mark?

31 Jahre nach dem Falklandkrieg

Von Steve Przybilla

Argentinien, vom 14. Februar bis 28. März 2013



Inhalt

1. Zur Person	549
2. Das Thema	549
2.1 Von wegen „easy going“ – die Anreise	550
3. Die Falklandinseln	551
3.1 Veteranen und Abenteuerurlaub	551
3.2 Neunzig Pfund pro Landgang	553
3.3 Britisch bis ins Mark?	555
3.4 Schafe, Vögel und der große Öl-Boom	556
3.5 Autonomie? „Da gibt’s noch Spielraum“	557
3.6 Ein Veteran packt aus	559
3.7 Dauerfeuer, Marschgepäck und keine Verstärkung	561
3.8 Übereifrige Reporter	562
3.9 Minen – das tödliche Erbe des Falklandkrieges	563
4. Die argentinische Sicht	566
4.1 Kleine Geschichtskunde	566
4.2 Säbelrasseln als Ablenkung	567
4.3 „Weder britisch noch argentinisch“	568
4.4 Meinungsfreiheit in Argentinien: 30 Jahre nach der Diktatur	570
4.5 Interviews: Nein, danke!	573

5. Persönliches Fazit

574

1. Zur Person

Ich war gerade mal 16 Jahre alt, als ich bei einem Preisausschreiben unserer Lokalzeitung etwas abstaubte. Um mich der Leserschaft zu präsentieren, rückte tags darauf der Fotograf an und setzte den Gewinn in Szene – ich glaube, es war ein Gutschein für ein sündhaft teures Modehaus, den ich später meiner Mutter schenkte. Egal. Endlich war jemand von der Zeitung da, den ich mit all meinen Fragen über den Beruf des Journalisten löchern konnte. Und so rutschte ich tatsächlich rein: zunächst in die Jugendredaktion des Solinger Tageblatts, während meines Studiums (Anglistik/Amerikanistik und Politikwissenschaft) dann als freier Mitarbeiter der Badischen Zeitung in Freiburg. Es folgten diverse Praktika und Auslandserfahrungen (u.a. beim Guardian in London), bevor ich ein Volontariat beim Offenburger Tageblatt absolvierte. Danach entschied ich mich bewusst gegen eine Festanstellung – ich wollte lieber raus und was erleben. Seither schreibe ich als freier Journalist u.a. für die Süddeutsche Zeitung, Spiegel online, die Westdeutsche Zeitung und die Stuttgarter Nachrichten. Meine Reportagen drehen sich vor allem um gesellschaftliche und politische Themen. Und natürlich, sobald sich die Gelegenheit ergibt, um spannende Auslandsgeschichten.

2. Das Thema

Hin und wieder packt mich einfach das Fernweh. So fing auch bei diesem Projekt alles mit der Sehnsucht nach einem weit entfernten Ort an, über den es etwas Interessantes zu berichten gibt. Normalerweise schreibe ich vor allem über politische und gesellschaftliche Themen, immer wieder auch aus meinem Lieblingsreiseland USA. Südamerika kannte ich bisher ausschließlich aus einem Uni-Seminar – Grund genug, das endlich zu ändern! Umso größer war die Freude, als ich die Zusage der Heinz-Kühn-Stiftung erhielt.

Meine Recherche beschäftigte sich mit den Auswirkungen des Falklandkrieges auf die heutige Zeit. „30 Jahre nach dem Falklandkrieg“ lautete der Arbeitstitel im Exposé für die Beantragung des Stipendiums – aufgrund der langen Vorbereitungen und der komplizierten Buchung sind es dann doch 31 geworden. Macht aber nichts, im Gegenteil: Das Timing passte am Ende so gut, dass ich die Volksabstimmung der Falkland-Bewohner miterleben durfte. Diese hatten sich zu entscheiden, ob sie britisch bleiben möchten oder nicht. Wie das Referendum ausging und wie das Ergebnis zustande kam, dazu mehr in den folgenden Kapiteln.

Zunächst jedoch noch einige Worte zu meinem eigentlichen Rechercheziel. Woher rührt der jahrelange Zwist um diese karge, landschaftlich wenig

reizvolle Inselgruppe, die seit dem 19. Jahrhundert von Großbritannien verwaltet wird, aber stets von Argentinien beansprucht worden ist? „Hängt es (...) tatsächlich nur mit dem Erbe des British Empire zusammen oder steckt noch etwas anderes dahinter?“, fragte ich in meinem Exposé für die Bewerbung um ein Stipendium – eine Frage, deren Beantwortung über ein simples Ja oder Nein weit hinausgeht. Die Wahrheit liegt, wie so oft, irgendwo dazwischen, wobei es neben der kolonialen Vergangenheit noch ein Dutzend anderer Gründe für den britischen Anspruch gibt – und den der Argentinier. Auch dazu mehr in den folgenden Kapiteln.

2.1 Von wegen „easy going“ – die Anreise

Dass es nach Argentinien und auf die Falklandinseln gehen würde, war von Anfang an klar. Über das, wie hatte, ich mir im Vorfeld weniger Gedanken gemacht. Wieso auch? Wird schon irgendwie per Flugzeug gehen – dachte ich. Ganz falsch war diese Annahme sicherlich nicht, denn es ging tatsächlich irgendwie.

Nach langem E-Mail-Verkehr mit der (erst neu gegründeten) Tourismusbehörde der Falklands und dem einzigen Reisebüro der Inselgruppe schied eine Option schon mal aus: die des Militärfliegers, der Zivilisten von England aus mitnimmt. Zwar wäre es ein Direktflug gewesen, auf dem jeder Fluggast ein eigenes iPad geliehen bekommt (ein Videosystem gibt es nicht), doch der Preis bewegte sich ungefähr in der gleichen Höhe wie beim Flug in einem Airbus: 2.800 Euro hin und zurück, die Weiterreise nach Argentinien per Zivilflugzeug nicht mitgerechnet.

Also entschied ich mich für die einzige verbleibende Möglichkeit: eine Zickzack-Reise mit zahlreichen Zwischenstopps, gebucht über das Reisebüro der Falklands. Hierzu muss man wissen, dass die Inselbewohner – isoliert, wie sie sind – in ihrer eigenen kleinen Welt leben. Dementsprechend war auch der Service der Reisevermittler, die es sicherlich gut meinten, in der Praxis aber doch recht gewöhnungsbedürftig. Nach 30 E-Mails nannten sie mir schließlich einen Preis und eine mögliche Reiseroute: Teil 1: Frankfurt – Madrid – Santiago de Chile (Zwischenübernachtung) – Punta Arenas (Feuerland) – Falklands; Teil 2: Falklands – Punta Arenas – Santiago de Chile – Buenos Aires; Teil 3: Buenos Aires – Santiago de Chile – Madrid – Frankfurt. Warum ich auf dem Rückweg keinen Direktflug von Buenos Aires nach Frankfurt bekam, ist mir bis heute ein Rätsel. Aber gut, man soll ja nicht meckern. War doch irgendwie auch ein Abenteuer.

Nach zweitägiger Odyssee nähert sich das Flugzeug schließlich den Falklands. Von oben sind nichts als Büsche, Gras und Felsbrocken zu erkennen.

Mein erster Gedanke: Das soll der Ort sein, um den schon Kriege geführt wurden? Er ist es. Und noch heute birgt der Konflikt selbst im Alltag eine gewisse Brisanz, wie ich ein paar Wochen später bei der Landung in Buenos Aires erfahre. „Las Malvinas?“, sagt der Zollbeamte dort mit ungläubigem Blick, als er die Sichtvermerke in meinem Pass mustert. Fast schon schuldig fühle ich mich, als ich kleinlaut mein letztes Reiseziel bestätige. Doch da verwandelt sich die Miene des älteren Mannes plötzlich. „Porqué no?“, ruft er und setzt schmunzelnd einen Argentinien-Stempel daneben. Sein Blick spricht Bände: Diese Provinz gehört sowieso zu uns.

3. Die Falklandinseln

Der Pinguin meint es ernst, da kann er noch so süß gucken. „Einmalige Einreise, keine Arbeitserlaubnis“, sagt er mit spitzem Schnabel – zumindest sieht es so aus. Denn die vermeintliche Sprechblase ist in Wahrheit das offizielle Landes-Siegel, das Touristen am Flughafen in ihren Reisepass gestempelt bekommen. Neben dem Pinguin beinhaltet es ein Schaf und ein Schiff – Symbole, die untrennbar mit dem Wohlstand der Falklandinseln verbunden sind.

Wer die Pinguine in echt sehen möchte, braucht vor allem Geduld. Fast zwei Tage dauert allein die Anreise auf das karge Eiland, das sich selbst gerne als „Tor zur Antarktis“ bezeichnet, in der allgemeinen Wahrnehmung aber bisher hauptsächlich durch den ungelösten Konflikt mit Argentinien aufgefallen ist. Obwohl die Falklands nur 400 Kilometer von der argentinischen Küste entfernt liegen, gehören sie politisch zu Großbritannien. Der Ausdruck „Kolonie“ ist in Südamerika deshalb geläufig – und damit ist nicht nur die größte Königspinguin-Kolonie der Welt gemeint. Die politischen Spannungen sind auch der Grund dafür, dass pro Monat nur ein einziger Flug von Buenos Aires startet. An allen anderen Tagen müssen europäische Besucher zwei Zwischenstopps in Chile (mit Übernachtung) in Kauf nehmen.

3.1 Veteranen und Abenteuerurlaub

All das gerät freilich schnell in Vergessenheit, wenn man erst einmal da ist. Eine Million Vögel, 486.000 Schafe und Tausende von Pinguinen tummeln sich an einsamen, weißen Stränden, zu denen allenfalls ein paar Schotterpisten führen. Zum Vergleich: Rund 2.700 Menschen leben auf den Inseln. Dass das nicht nur Vogelliebhaber anzieht, haben auch die Verantwortlichen

auf den Falklands erkannt. Nach jahrzehntelangem Dornröschenschlaf soll der Fremdenverkehr nun endlich zum Leben erwachen. Schon jetzt heißt es auf der Homepage des Touristenbüros: „Unsere Einwohner sind geradezu wild darauf, Ihnen die Sehenswürdigkeiten unserer Inseln zu zeigen.“

Ganz so weit ist es aber dann doch noch nicht, was schon bei der Ankunft klar wird. Seit der kommerzielle Flughafen vor 31 Jahren bombardiert wurde, existiert nur noch die Landebahn der britischen Militärbasis. Einmal pro Woche verwandelt sie sich in einen „International Airport“: Dann landen nicht nur Truppentransporter, sondern auch Touristen-Jets im militärischen Sperrgebiet. Flankiert von Sicherheitsbeamten werden die Reisenden in die Ankunftshalle geführt, in der sie drei (ebenfalls angereiste) Zollbeamte in Empfang nehmen. Die Reisenden lassen sich grob in zwei Gruppen einteilen: Diejenigen, die Englisch sprechen, wollen wandern, campen, filmen oder Verwandte besuchen. Die anderen sprechen Spanisch und kommen wegen der Arbeit – weil Vollbeschäftigung herrscht, sind die Falklands auf Fachkräfte aus Südamerika angewiesen.

In die Hauptstadt Stanley (2.100 Einwohner) führt nicht etwa eine Straße, sondern eine von Schlaglöchern durchsiebte Schotterpiste. Es holpert, es rattert, es schaukelt – dagegen wird selbst der turbulente Flug zum Spaziergang. „No worries!“, ruft der Busfahrer, keine Sorge, denn manche Gesichter sind schon nach fünf Minuten so blass wie der aufgewirbelte Staub. Zu sehen ist auch sonst nicht viel: Vorbei an Militär-Jeeps, Bunkern und Tarnnetzen geht es durch karges, subantarktisches Grasland. Überall Geröll und Gestrüpp, kein einziger Baum. Ohne Vorwarnung taucht plötzlich der zweitwichtigste Wirtschaftszweig auf der Fahrbahn auf. Da Schafswolle nach Fisch zu den gefragtesten Exportgütern gehört, haben die Tiere überall Vorfahrt. Zumindest sie haben sich aber schon an den allmählich ansteigenden Touristenstrom gewöhnt. Bereitwillig machen sie die Schotterpiste frei, noch bevor ihnen der heranrückende Bus gefährlich werden kann.

„Als ich das erste Mal hier ankam, fühlte ich mich wie auf dem Mond“, kommentiert Tony Mason die Szenerie. Der US-Amerikaner lebt erst seit acht Monaten auf den Falklands, soll sie als neuer (und erster) Tourismusdirektor fit für den internationalen Markt machen. Kein Handyempfang, Internet nur zu horrenden Preisen, ein Fernsehkanal namens „Falkland Islands TV“: Daran musste sich Mason erst gewöhnen. „Aber ich habe schnell gemerkt, wie wunderbar man hier dem Alltag entfliehen kann“, sagt er und lenkt das Gespräch auf die Vorzüge der Insel. Vor allem Tierliebhaber, Naturfreunde, Fotografen, Individual- und Abenteuer-Touristen möchte er verstärkt ansprechen. Und gibt ganz unverblümt zu: „Die Anreise ist momentan noch das größte Abenteuer.“ Genauso holprig wie der Weg in die Hauptstadt ist nämlich die Prozedur, mit der man den Flug bucht. Internetportale und

Reisebüros in Deutschland bedienen die Falklands nicht. Die meisten Buchungssysteme erkennen nicht einmal den Flughafen, weil die Militärbasis als solche nicht gelistet ist.

Stattdessen läuft die Buchung über International Tours & Travel, dem einzigen Reisebüro auf den Falklandinseln. Per E-Mail erklären die Mitarbeiterinnen die Zahlungsmodalitäten, die im Zeitalter des Internetbetrugs sofort die Alarmglocken schrillen lassen. Bevor ein Ticket ausgestellt werden könne, müsse man den kompletten Betrag per Vorkasse auf ein Londoner Konto überweisen. Zahlung per Kreditkarte? „Leider nicht möglich.“ Nach drei Tagen sind die versprochenen E-Tickets immer noch nicht da. Dafür eine neue E-Mail: Der Preis habe sich zwischenzeitlich leider erhöht, außerdem sollten Kursschwankungen und Bankgebühren berücksichtigt werden. Wie hoch die sind? „Das können wir leider nicht sagen.“ Im Zweifel solle man lieber etwas mehr überweisen – den Überschuss gebe es dann vor Ort zurück.

Auf diese Prozedur angesprochen, bringt Mason nur ein verlegenes Lachen zustande. „Das ist ein echtes Problem.“ Er arbeite fieberhaft daran, die Falklands in den gängigen Buchungssystemen der Reisebüros zu etablieren. Tatsächlich handelt es sich bei International Tours & Travel um ein seriöses Unternehmen. „Aber die Bezahlung per Vorkasse ist echt zu viel verlangt“, räumt Mason ein. „Hier auf der Insel leben eben alle noch ein bisschen in ihrer kleinen Welt. Vielleicht hat einfach noch niemand daran gedacht, dass so etwas verdächtig wirken könnte.“ 20.000 Touristen kommen jährlich per Flugzeug auf die Falklandinseln – aus Deutschland waren es 2012 nur 46. Aber immerhin: Neun Jahre zuvor kam nur eine einzige Person.

3.2 Neunzig Pfund pro Landgang

Das Gros der Touristen, 50.000 pro Jahr, kommt übers Wasser. „Wenn die Kreuzfahrtschiffe an Land gehen, wollen die Leute was geboten bekommen“, sagt Sammy Marsh vom Ausflugsunternehmen Sullivan Shipping. Besonders beliebt seien Tagestrips zu den Pinguin-Kolonien oder Rundfahrten zu den Schauplätzen des Falklandkrieges. „Im Schnitt gibt jeder Passagier 90 Pfund pro Landgang aus“, rechnet Marsh vor. Früher seien vor allem die Besatzungen von Fischerbooten an Land gekommen.

„In den letzten zehn Jahren hat sich das stark geändert. Nun steuern uns die Kreuzfahrtschiffe ganz gezielt an.“ Wenn sie es denn können: Weil das Wetter im Minutentakt von Sonne zu Regen, Hagel oder Sturm umschwen-

ken kann, fallen Landgänge regelmäßig ins Wasser. Oder die politischen Wirren machen dem Tourismusgeschäft einen Strich durch die Rechnung. So drohte Argentinien am Anfang des Jahres mehrmals damit, Kreuzfahrtschiffen die Einfahrt zu verweigern, wenn sie zuvor auf den Falklands Halt machten. „Da überlegen es sich manche natürlich zwei Mal, ob sie uns anlaufen“, seufzt Marsh.

Ist die strapaziöse Anreise erst mal vorbei, kommt ein raues, aber angenehm lässiges Reiseziel zum Vorschein. An fast jedem Haus hängt eine Falklands-Flagge, die außer dem Schaf auch den britischen Union Jack beinhaltet. „British to the core“, britisch bis ins Mark, ist auf zahlreichen Aufklebern zu lesen. Und wahrhaftig: Im Pub zapft der Wirt „London Pride“, dazu gibt es Fish and Chips. Bezahlt wird in britischen Pfund oder „Falkland-Pfund“, dem gleichwertigen Insel-Äquivalent. Voller Stolz kultivieren die Insulaner den Linksverkehr des Mutterlandes, den ihnen nicht mal die argentinische Armee austreiben konnte.

„Nach der Invasion von 1982 malten die Soldaten überall Pfeile auf die Straße“, erinnert sich Susan Whitney. Die 63-Jährige führt durch eine Ausstellung zum Falklandkrieg, den sie als junge Frau erlebte. „Die haben damals echt gedacht, dass sie uns von der britischen Herrschaft befreien. Dabei wollen wir doch gar nicht befreit werden.“ Heute ist sogar eine Straße nach Margaret Thatcher benannt: Die britische Premierministerin befahl damals die Rückeroberung der Falklands.

Überhaupt ist die militärische Vergangenheit omnipräsent. Geschütze, Gedenktafeln und Soldatengräber lassen keinen Zweifel daran, dass die heile Touristenwelt noch recht jung ist. „Dieses Abenteuer-Feeling ist ein Männertraum“, sagt Tony Mason und belegt die Aussage mit Zahlen: Nur 15 Prozent der ankommenden Fluggäste seien derzeit weiblich. „Wir arbeiten aber daran, dass sich das Verhältnis noch etwas verschiebt.“ Genau wie am Marketing.

Obwohl jede Woche Hunderte von Kreuzfahrt-Passagieren an Land gehen, fehlte es bisher an branchenüblichen Souvenirs. „Wir haben jetzt erst mal eine Ladung Stoff-Pinguine aus China bestellt“, freut sich Mason. In fünf, vielleicht zehn Jahren stellt er sich die Falklands als „richtigen“ Urlaubsort vor: Fünf-Sterne-Luxushotels, ein größerer Hafen, regelmäßige Flüge nach Europa, vielleicht sogar eine eigene Airline. Dann hält der zugezogene Amerikaner kurz inne und lacht: „Das Schöne an unserem Leben hier ist, dass wir nichts übers Knie brechen.“

Die wahre Pracht der Inseln zeigt sich ohnehin erst jenseits der Hauptstadt. Mit dem Geländewagen geht es hinaus an den Strand, dorthin, wo die Pinguine ihren Nachwuchs großziehen. „Gehen Sie nicht zu nah ran“, warnt

der Guide, als die kleine Gruppe Rucksacktouristen den regengetränkten Sand betritt. Der Wind peitscht, doch das macht den Abenteurern nichts aus. Mit Regenjacken, Kameras und Ferngläsern warten alle darauf, dass sich der hier vermutete Königspinguin zeigt. Noch lässt er die Touristen zappeln.

Eine Gruppe Magellan-Pinguine – kleinere, aber nicht weniger markante Tiere – spähen schließlich aus ihrer Bruthöhle hervor. Die Besucher sind inzwischen alle durchnässt und sandig, doch das stört an diesem einsamen, wilden Strand niemanden: ein Ort, an dem man die Zeit vergessen und selbst so unbedarft wie ein Pinguin durch den Sand watscheln kann. Nun ja, nicht ganz: Sobald ein tellergroßes Plastikobjekt auftaucht, ist Vorsicht angesagt. Es könnte eine angespülte Landmine sein.

3.3 Britisch bis ins Mark?

Ginge es nur nach dem Wetter, würde wohl niemand freiwillig auf die Falklandinseln wollen. Sonne, Regen, Sturm, Hagel und Schnee im Laufe eines einzigen Tages sind keine Seltenheit. Der Touristen-Slogan „Tor zur Antarktis“ stimmt insofern, als dass die Temperaturen selbst im Hochsommer nie über 20 Grad klettern. Das ist selbst den meisten Baumarten zu ungemütlich, weshalb der überwiegende Teil der Landschaft aus Sträuchern, Gras und Felsen besteht.

Aber es geht eben nicht nach dem Wetter. Ausgeblichen und zerfetzt sind die britischen Fahnen, die vor fast jedem Haus und auf den Falklands wehen. Doch genauso wenig, wie ihr geliebter Union Jack dem Wind weicht, lassen sich die Inselbewohner von politischem Druck beeindrucken.

Seit Jahrhunderten gibt es Streit um die Falklands, die 400 Kilometer vor der argentinischen Küste liegen, politisch aber zu Großbritannien gehören. „Zu einem Georgier sagt man doch auch nicht plötzlich, dass er sich als Russe fühlen soll“, sagt Sian Davies, die in der Hauptstadt Stanley einen Souvenirshop betreibt. Zu ihrer Heimat hat sie – so wie die meisten Insulaner – eine klare Haltung: „Wir sind und bleiben britisch, und das werden wir der Welt beweisen.“

Dass dies tatsächlich so ist, zeigte sich am 11. März 2013. An diesem Tag ging ein zweitägiges Referendum zu Ende, bei dem die Inselbewohner über den Status der Falklands entscheiden konnten. „British to the core“, britisch bis ins Mark, bezeichnen sich viele der 2.700 Einwohner selbst – auf Fahnen, Aufklebern oder Schildern am Gartenzaun.

Die Sache war im Grunde von Anfang an klar: Auch 31 Jahre, nachdem argentinische Truppen die Inseln besetzten und kurz darauf von den Briten wieder vertrieben wurden, fühlen sich die Insulaner dem Mutterland ver-

pflichtet. Je lauter Argentinien's Präsidentin Cristina Fernández de Kirchner von Kolonialismus spricht, desto bedingungsloser klingen die Treueschwüre an Queen und Vaterland. 99 Prozent der Falkland-Bewohner stimmten in ihrem Referendum schließlich für den Verbleib im Vereinigten Königreich – nur drei Personen votierten dagegen.

All das sollte jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Falklandinseln inzwischen weit eigenständiger sind, als es Politiker auf beiden Seiten des Atlantiks wahrhaben möchten. Gab es bis vor 20 Jahren noch kaum eine asphaltierte Straße außerhalb Stanleys, wird inzwischen an allen Enden und Ecken gebaut.

Geld genug ist vorhanden, weil die Falklands die Einnahmen aus dem Fisch- und Wollexport komplett selbst verwalten. Steuern müssen nach Großbritannien schon lange nicht mehr abgeführt werden. Und die neue Verfassung, die seit 2009 in Kraft ist, gewährt dem Übersee-Territorium eine Autonomie, von der Schottland und Nordirland nur träumen können.

3.4 Schafe, Vögel und der große Öl-Boom

„Das Einzige, was von London aus gesteuert wird, ist die Außenpolitik“, sagt Mike Summers, der seit 15 Jahren als parteiloser Abgeordneter im Amt ist. Das Queen-Porträt in seinem Büro hat im Vergleich zu früher deutlich an Stellenwert verloren. „Wir sind dem britischen Parlament keine Rechenschaft schuldig“, sagt Summers. Innenpolitisch könne man schalten und walten, wie man wolle. Und das funktioniert offenbar ganz gut: Zwischen 486.000 Schafen und einer Million Vögeln hat sich eine gemütliche Konsensdemokratie etabliert, in der Parteien keine Bedeutung haben. Es herrscht Vollbeschäftigung, Gewaltverbrechen kennt man nur aus dem Fernsehen. „Natürlich geht auch an uns die weltweite Wirtschaftskrise nicht spurlos vorbei“, sagt Summers. „Aber wir haben es immer geschafft, einen ausgeglichenen Haushalt aufzustellen.“

Gespart wird auch bei der Verwaltung: Das hölzerne Parlamentsgebäude sieht so schlicht und minimalistisch aus, dass man es mit einem normalen Wohnhaus verwechseln könnte. Summers lacht: „So läuft Politik hier ab, wir schaffen es ganz gut, die Dinge selbst zu regeln.“

Fast klingt es so, als wäre ein Nein bei der Volksabstimmung nun doch kein Ding der Unmöglichkeit. So aber möchte der Politiker seine Aussagen nicht verstanden wissen: „Mit nicht mal 3.000 Einwohnern wäre eine komplette Unabhängigkeit in der Praxis schwierig. Wie würden wir uns denn verteidigen, sobald die britischen Truppen abziehen?“

Trotzdem: In puncto Eigenständigkeit gebe es in Zukunft durchaus noch

Spielraum. „Wenn wir ein eigenes Handelsabkommen schließen wollen, können wir das zurzeit nicht ohne den Segen aus London tun. Auch bei UNO-Abstimmungen hätten wir gerne mehr Freiheiten.“

Das neue Selbstbewusstsein kommt nicht von ungefähr. Seit Ende der 1990er-Jahre erstmals Öl vor der Küste der Falklandinseln gefunden wurde, treiben die Behörden die Erschließung des neuen Wirtschaftszweigs mit Hochdruck voran. Rund 328 Millionen Barrel werden allein in einem einzigen Feld vermutet, das 120 Meilen von der Küste entfernt liegt.

„Wenn die Exploration abgeschlossen ist, können wir ab 2016 erstmals Öl fördern“, sagt Stephen Luxton, Direktor des Rohstoffministeriums der Falklands. Das könnte zu einem bisher unbekanntem Geldsegen führen: Eine Million US-Dollar möchte das Ministerium pro Jahr durch die Lizenzvergabe einnehmen. Und auch der Fiskus kassiert mit: Sowohl das Öl als auch die beteiligten Konzerne werden besteuert.

Der Traum von sprudelnden Öl-Quellen erfasst sogar die Tourismus-Industrie. „Die Arbeiter werden unsere lokale Wirtschaft beflügeln“, schwärmt Luxton und verweist auf die positive Stimmung in der Bevölkerung, die komplett hinter der Förderung stehe. Die wenigen Hotels, die es in Stanley gibt, könnten zum ersten Mal seit ihrer Eröffnung ausgebuchte Zimmer vermelden.

Derweil malt sich der Tourismus-Manager der Falklands, Tony Mason, schon einen neuen, topmodernen Hafen aus, an dem jedes noch so große Kreuzfahrtschiff anlegen kann. „In zehn Jahren wird es hier ganz anders aussehen“, sagt Mason und blickt voller Zuversicht in die Zukunft. Das Wort Großbritannien kommt in der Vision kein einziges Mal vor.

3.5 Autonomie? „Da gibt’s noch Spielraum“

Wie abhängig bzw. unabhängig von Großbritannien sind die Falklandinseln eigentlich? Dies wollte ich unter anderem von Mike Summers wissen. Als Mitglied des Regionalparlaments der Falklandinseln hat er großen Einfluss auf die Innenpolitik der britischen Überseeregion – aber auch gewisse außenpolitische Aufgaben. So wurde Summers im Juni 2012 bekannt, als er bei den Vereinten Nationen einen Brief an die argentinische Delegation übergeben wollte, diese aber die Annahme verweigerte. Das Interview fand vor der Volksabstimmung am 10. und 11. März 2013 statt, in der sich die Falklandbevölkerung mit überwältigender Mehrheit (99,8%) für den Status quo aussprach – eine Tatsache, die Summers mit fast ebenso guter Trefferquote vorhersagte.

Herr Summers, welches Ergebnis erwarten Sie beim Referendum?

Mike Summers: Ich gehe davon aus, dass sich die überwiegende Mehrheit für den Status quo ausspricht. Das heißt, die Falklands bleiben ein britisches Überseegebiet und damit eng mit dem Vereinigten Königreich verbunden.

Was spricht aus Ihrer Sicht dafür?

Summers: Es gibt überhaupt keinen Grund, warum wir etwas ändern sollten. Die Menschen hier sind sehr zufrieden mit ihrem Leben: Die Kriminalitätsrate ist gering, es gibt keine Arbeitslosigkeit, viele haben sogar zwei Jobs. Das liegt vor allem am starken Export von Fisch und Schafswolle – Produkte, die hauptsächlich nach Großbritannien und Europa gehen.

Das ginge doch aber auch unter argentinischer Flagge.

Summers: Im Gegensatz zur Propaganda der argentinischen Regierung waren die Falklands immer für Argentinier offen. Wenn Kreuzfahrtschiffe mit Argentinern an Bord hier ankommen, sind manche richtig überrascht, dass sie an Land dürfen. Denen hat man etwas ganz anderes erzählt. Für mich ist wichtig, was unsere Einwohner wollen – und das werden wir nach dem Referendum auch akzeptieren.

Hinter Ihnen hängt ein Porträt der Queen. Wie groß ist der britische Einfluss im Alltag?

Summers: Die Queen ist unser Staatsoberhaupt, hat im Alltag aber keinen Einfluss. Tatsächlich sind wir unabhängiger als etwa Nordirland oder Schottland. Wir sind dem britischen Parlament keine Rechenschaft schuldig, müssen auch keine Steuern abführen. Außenpolitik und Verteidigung werden allerdings aus London gesteuert.

Wünschen Sie sich da mehr Mitbestimmung?

Summers: Da gibt's durchaus noch Spielraum. Ich gehe davon aus, dass wir uns früher oder später noch ein bisschen weiter von Großbritannien entfernen. Zum Beispiel können wir momentan noch keine eigenen Handelsabkommen abschließen. Auch bei der UNO hätten wir bei Abstimmungen gerne etwas zu sagen.

Klingt fast wie der Wunsch nach kompletter Unabhängigkeit.

Summers (lacht): Mit gerade mal 3.000 Einwohnern wäre das dann doch etwas schwierig. Wie würden wir uns denn verteidigen? Es ist schon beruhigend, dass auf den Falklands britische Truppen stationiert sind, die unsere Sicherheit garantieren.

Befürchten Sie einen erneuten Konflikt mit Argentinien?

Summers: Das halte ich zumindest in naher Zukunft nicht für möglich. In der argentinischen Verfassung ist festgeschrieben, dass nur friedliche Mittel für die Rückeroberung der von ihnen beanspruchten Gebiete verwendet werden dürfen. Darüber hinaus ist die argentinische Armee ziemlich rückständig. Sie wäre in den nächsten zwei Jahrzehnten zu einem Angriff gar nicht in der Lage.

In den Gewässern der Falklands wird viel Öl vermutet. Inwiefern befeuert das den Konflikt?

Summers: Die Argentinier werfen uns immer mal wieder vor, ihnen entweder die Fische wegzufangen oder die natürlichen Ressourcen auszubeuten. Fakt ist aber, dass wir hier über unsere Wirtschaftszone reden – und da hat keine andere Regierung irgendwelche Befugnisse.

3.6 Ein Veteran packt aus

„Sind Argentinier an Bord?“ Diese Frage stellt Frank Leyland immer zuerst, wenn er seinen Ausflugsbus betritt. Der 78-jährige Falklandbewohner ist ein Touristenführer der besonderen Art: Er zeigt Besuchern seine Heimat aus militärischer Perspektive. Dabei lässt er die Ereignisse aus dem Jahr 1982 stundenlang Revue passieren – so ausführlich, dass einem schon nach wenigen Minuten der Kopf brummt. Ob Argentinier dabei sind, ist offensichtlich mehr als nur eine rhetorische Frage. „Wenn nicht, dann muss ich mich auch nicht zurückhalten“, bemerkt Leyland mit ernstem und zugleich aufgesetztem Blick. So ganz authentisch ist der Militärexperte, der sich selbst als Veteran bezeichnet, nämlich nicht: Zwar hat er gedient und dabei zweifellos militärische Erfahrung gesammelt. Mit dem Falklandkrieg hat er jedoch in seiner Laufbahn keinerlei Berührung gehabt – Leyland war 30 Jahre lang in Deutschland stationiert.

Ein Kriegsveteran, der den Krieg gar nicht erlebt hat? Die Tour-Teilnehmer gehen über diese Tatsache kommentarlos hinweg. Besonders geschichtsinteressiert sehen die meisten ohnehin nicht aus. Es sind Engländer, Australier, US-Amerikaner und einige Niederländer, die gerade mit ihrem Kreuzfahrtschiff angelegt haben. „Man hat uns gesagt, wir sollten uns doch auch ein bisschen bilden im Urlaub“, erzählt eine ältere Dame, warum sie die Tour gebucht hat. Ihr Mann, ein Amerikaner mit Baseball-Mütze, herrscht sie sofort an: „Sei doch still. Als ob das hier jemanden interessiert.“

Direkt vom Hafen aus startet die Fahrt. Leyland hat Hochglanzbroschüren und Landkarten im Din-A4-Format mitgebracht, die den genauen Kriegs-

verlauf zeigen: unzählige Pfeile mit Marschrichtung, Militäreinheiten und Datumsangaben. „Erwarten Sie keine ausgebrannten Panzer, Geschütze oder Überreste von Soldaten“, sagt Leyland und startet mit der ersten Lektion: „Die Genfer Konvention schreibt vor, dass jegliches militärisches Gerät nach Beendigung des Konfliktes von den beteiligten Nationen geräumt wird.“ Vielmehr sei die Fantasie gefragt: „Streichen Sie alle Straßen, die wir bei dieser Fahrt benutzen. Die gab’s 1982 alle nicht.“ Tatsächlich verfügte damals lediglich die Hauptstadt Stanley über ein ausgebautes Straßennetz. Außerhalb gab es, wenn überhaupt, nur Schotterpisten und matschige Feldwege. Heute, sagt der Reiseleiter, gehe es den Falklands wesentlich besser, wemgleich ein Problem geblieben sei: „Auf der ganzen Inselgruppe gibt es nur zwei mobile Ampelanlagen.“

Es rumpelt. Allen Beteuerungen zum Trotz erfüllen auch die modernen Straßen nicht gerade die Erwartungen, die Festland-Bewohner an eine funktionierende Infrastruktur stellen. Doch es ginge noch schlimmer. Rechts und links neben der Straße rollen aufgemotzte Jeeps mit übergroßen Reifen und Spezialfederung durchs Gelände. „Die machen einen Ausflug zu den Pinguin“, sagt Leyland. „Aber seien Sie froh, dass Sie das nicht erleben. Danach wäre Ihr Hintern wund.“ Die brachialen Sprüche kommen gut an. Fast der ganze Bus lacht – aber wo sind denn nun die Schlachtfelder?

20 Minuten später sind plötzlich keine Geländewagen mehr zu sehen. Stattdessen säumt ein doppelter Zaun die Fahrbahn: „Danger, Mines!“ Um zum anderen Ende der Insel zu gelangen, muss der Bus mitten durch ein Minenfeld fahren. Schon stellt der Erste eine Frage: „Hatten Sie nicht vorher noch gesagt, dass die Genfer Konventionen eine Räumung vorschreiben? Warum räumen denn die Argentinier ihre verdammten Minen nicht weg?“ Leyland nickt. Genau darauf hatte er gewartet. Er schaut sich noch einmal um – keine Argentinier an Bord. Doch die Geste war nur Show: Seine Antwort fällt erstaunlich sachlich aus. „Das Ottawa-Abkommen zur Minenbeseitigung sieht vor, dass immer die Länder für die Räumung zuständig sind, in deren Gebiet die Minen liegen.“ In diesem Fall also Großbritannien. Warum dennoch Tausende der todbringenden Sprengfallen herumliegen, ist ebenfalls schnell erklärt: „So eine Räumung dauert Jahrzehnte. Hier sind die entsprechenden Bereiche wenigstens gut abgezaunt und werden von niemandem gebraucht.“

Ob mit oder ohne Minen – das Gelände ist unwirtlich. Nur Steine und einige Büsche, nichts Wertvolles. Schwer vorzustellen, warum hierfür Menschen gestorben sind. Nach einiger Zeit verändert sich die Landschaft dann doch. Ein kleiner Strand taucht neben der Fahrbahn auf. Lügen die Temperaturen nicht bei knapp über null Grad, könnte man glatt an einen Karibikstrand denken, so weiß ist der Sand. „Baden würde ich da lieber nicht“, holt

Leyland seine Zuhörer in die Realität zurück. „Das ist York Bay. Hier lag seit dem Krieg niemand mehr in der Sonne, denn das gesamte Gebiet ist vermint.“ Eine Räumung sei hier nahezu unmöglich: Niemand wisse genau, wohin die Minen vom Strand aus gespült worden seien – und wie tief sie unter den Sandschichten lagerten.

3.7 Dauerfeuer, Marschgepäck und keine Verstärkung

Doch auch das Gelände jenseits des Strandes ist gar nicht so uninteressant. Einige Hügel sind in der Ferne zu sehen, umgeben von einer endlos wirkenden Ebene. „Stellen Sie sich vor, wie es hier als Soldat war“, sagt Leyland. „Die Argentinier hatten sich auf den Bergen verschanzt, die Briten mussten durchs Tal marschieren. Ein tödlicher Weg.“ Mit viel Detailliebe und dem Hang zum Pathetischen erläutert der Veteran die Strategie der gelandeten britischen Truppen. Die herumliegenden Steinbrocken seien zu Schutzwällen aufgeschüttet worden, um vor den argentinischen Gewehrsalven in Deckung zu gehen. „Dauerfeuer, Marschgepäck und weit und breit keine Verstärkung“, flüstert Leyland durchs Bord-Mikrofon. Es klingt wie im Kriegsfilm.

Bevor er zum eigentlichen Verlauf der Schlacht kommt, erzählt der 78-Jährige noch eine Heldengeschichte. Am Anfang des Falklandkrieges, als die argentinische Armee die Inseln besetzte, seien die dort stationierten britischen Marines mitsamt des britischen Gouverneurs verhaftet und nach Europa abgeschoben worden. „Doch blieben sie da?“, fragt Leyland verheißungsvoll. „Nein, sie schlossen sich der Task Force an, die Margaret Thatcher zum Gegenangriff losgeschickt hatte. Diese Leute wollten ihr Land verteidigen.“ Die Argentinier kommen – wen wundert’s – ein bisschen weniger gut weg. „Sie wollten sich doch nicht in unser Leben hier einmischen“, sagt Leyland. „Sie wollten nur, dass wir Spanisch sprechen und auf der rechten Seite fahren.“ Immerhin: „Alles in allem haben die Besatzer die einheimische Bevölkerung gut behandelt, das muss man schon sagen. Die Soldaten wurden von der Politik ja auch nur missbraucht, um zu Hause für Popularität zu sorgen.“ Dass Kritiker des Gegenangriffs das gleiche über das britische Militär und Premierministerin Thatcher sagten, lässt Leyland dezent weg.

Doch nicht nur die Feinde von damals bekommen ihr Fett weg. Während der Reiseführer mit den „argentinischen Waffenbrüdern“ noch halbwegs milde ins Gericht geht, erntet eine andere Gruppe seinen ganzen Zorn: „Diese Journalisten! Sie hätten dieses Volk mal miterleben sollen!“ Es kommt nicht von ungefähr, dass mich der Mann in diesem Moment bedeutungsvoll

anschaut. Schließlich hat er mir von Anfang an einen Platz ganz vorne im Bus reserviert – um ein Auge auf mich zu haben, wie er mir nun mitteilt. Zumindest bei dieser Bemerkung entweicht ihm der Anflug eines Lächelns. „Ich weiß schon, dass ihr nicht alle gleich seid“, sagt er noch, „aber sicher ist sicher.“

Mit Pressefreiheit kann der rüstige Veteran wenig anfangen. Wenn seine Geschichten wirklich stimmen, ist es allerdings nicht ganz unverständlich, warum er in seinem Leben immer lieber Menschen mit einem Gewehr als mit einem Notizblock begegnete. „Die hatten sich zu uns in den Graben begeben und schickten ihre Geschichten an die Redaktion. Im BBC-Radio kam kurz darauf die Nachricht, dass unser Angriff auf Goose Green unmittelbar bevorstehe – inklusive unserer Position.“ Leyland erzürnt das so sehr, dass er tatsächlich von „wir“ spricht, ohne je dabei gewesen zu sein.

3.8 Übereifrige Reporter

Ob dieser journalistische Eifer die Soldaten ernsthaft in Gefahr gebracht habe, wisse er auch nicht. „Aber auf so einen Unsinn können auch nur Reporter kommen“, bekräftigt Leyland. Recht hat er damit gleichwohl nicht. So wurde im März 2010 ein Vorfall in der israelischen Armee bekannt, der dem Falkland-Beispiel in nichts nachsteht. Kurz vor einer Razzia im Westjordanland hatte ein Soldat die Aktion per Facebook angekündigt. „Wir werden am Mittwoch das Dorf Katana säubern und am Donnerstag, so Gott will, werden wir nach Hause kommen“, hatte der junge Mann auf seinem Profil geschrieben. Nachdem Kameraden den Fauxpas bemerkt hatten, bliesen die Vorgesetzten die gesamte Aktion ab – zweifellos ein Einzelfall, aber eben auch ein Beispiel, dass nicht immer nur Journalisten die Bösen sind.

Zurück im Reisebus. Nach fast zweistündiger Fahrt erreicht die Gruppe schließlich das Ziel. In Fitzroy, einer beschaulichen, extrem windigen Bucht, mussten die Briten am 8. Juni 1982 einen tragischen Verlust einstecken: Argentinische Kampfflieger bombardierten das Landungsschiff RFA Sir Galahad, wobei 47 Männer getötet wurden. Besonders tragisch: Die Opfer hätten vermieden werden können, wenn die Landetruppen wie befohlen das Schiff verlassen hätten. „Doch es regnete draußen, und drinnen war es wesentlich gemüthlicher“, sagt Leyland, sichtlich bemüht, nicht allzu bedrückt zu wirken.

Um sich einen besseren Eindruck verschaffen zu können, soll jeder die Luft in Fitzroy schnuppern. Die Ausflugsteilnehmer nehmen das Angebot freudestrahlend wahr. Schon eine Minute nach der Ankunft drängen sich mehrere Reisende am Soldatenmahnmal: Welche Perspektive ist die beste?

Soll das Meer mit aufs Bild? Und welche Pose ist an einem solchen Ort angemessen?

Frank Leyland stellt sich derweil hinter den Bus, um sich vor dem eisigen Wind zu schützen. Ein bisschen amüsiert ihn die Touristenmeute. „Fast wie Reporter“, sagt er und muss zum ersten Mal herzlich lachen. Wir kommen ins Gespräch. „Steht bald in der Zeitung, dass ich der schlimmste Journalistenhasser aller Zeiten bin?“, fragt Leyland und versichert mir, dass er gar nichts gegen meinen Berufsstand habe – nur gegen diejenigen, die ihren Job für eigennützige Zwecke missbrauchten. Es folgt eine weitere Anekdote. So habe ein aufstrebender Kriegsberichterstatter alle Notizen, Ton- und Videobänder seiner Kollegen eingesammelt, um sie mit einem Hubschrauber in die Redaktionen in Südamerika und London zu transportieren. Dort sei jedoch auf wundersame Weise nur sein Material angekommen. „That sucks, doesn't it?“, fragt er und entlockt mir ein deutliches Ja – sofern es denn stimmt.

Damit die Tour nicht ganz theoretisch bleibt, steht am Ende noch eine Begegnung mit der lokalen Bevölkerung an. „„ und zwar so richtig authentisch“, betont Leyland. „Hier gibt's keinen Touristennepp. Die Leute zeigen uns ihren Hof so, wie er wirklich ist.“ Es geht in ein kleines Gehöft, in dem eine verrostete Schaukel trostlos im Wind baumelt. Wer einen convenience stop, also eine Toilettenpause einlegen möchte, darf die Toilette auf dem Gelände benutzen. Sofort wird klar, was Leyland mit seiner Betonung des Authentischen meinte: Auf dem vergilbten Uralt-Klo tropft der halb abgefallene, nicht funktionierende Wasserhahn; Seife gibt's schon mal gar nicht. Dafür reichen die Gastgeber im Besucherraum eine Dose mit selbst gebackenen Keksen herum. Heißhungrig greifen die Reisenden mit ihren ungewaschenen Fingern hinein. Vielleicht schließt sich hier tatsächlich der Bogen zum Krieg: Was uns nicht umbringt, macht uns nur hart!

Ach, übrigens: Frank Leyland habe ich nirgendwo als schlimmsten Journalistenhasser aller Zeiten beschrieben. Bei älteren Herrschaften darf man doch ruhig mal eine gewisse Milde walten lassen.

3.9 Minen – das tödliche Erbe des Falklandkrieges

Die Schicht beginnt mit einem Eintrag in die Blutgruppenliste. „Ich schätze, das macht uns zu besten Freunden“, sagt Nheya Madzokere zu einem seiner simbabwischen Kollegen – beide haben A positiv. Noch kurz ein Schluck Kaffee, dann streift sich der Landminen-Räumer die Splitterschutzweste über und klappt das Visier herunter. Ein neuer Arbeitstag in der Todeszone.

Mit ruhiger Hand bewegt Madzokere einen Metalldetektor über den Boden. Das hochgewachsene Gras haben die Kollegen schon mit der Heckenschere entfernt. Nun liegt es an dem 42-jährigen, das matschige Erdreich zu prüfen. „Die sinkt in den Schlamm richtig tief ein“, sagt Madzokere, während er sich Stück für Stück vortastet. Mit „sie“ ist die SB-33 gemeint, eine Anti-Personen-Mine italienischer Bauart, wie sie überall auf den Falklandinseln zu finden ist.

Rund 20.000 Landminen werden auf der Inselgruppe vermutet, die 400 Kilometer vor Argentinien liegt, als Überseegebiet aber zu Großbritannien gehört. Nachdem die Argentinier die Falklands 1982 besetzt hatten, schlugen die Briten zurück – und gewannen den Konflikt nach nur wenigen Wochen. Bis heute zurückgeblieben sind dagegen die explosiven Hinterlassenschaften der Besatzungsarmee, denen bisher jedoch nur einige Schafe zum Opfer gefallen sind.

Um Spaziergänger und Touristen abzuhalten, sind die Minenfelder weitläufig mit Stacheldrahtzäunen abgesperrt. „Danger, Mines“, ist darauf zu lesen. Ein anderes Schild zeigt eine stilisierte Person mit abgesprengtem Fuß – eine Gefahr, die auch bei den ausgebildeten Minenräumern immer mitschwingt. „Ich denke immer daran, und das muss auch so sein“, sagt Madzokere. „Sobald die Konzentration nachlässt, wird’s nämlich gefährlich.“

Fünf Arbeiter sind an diesem Tag in „Minefield 95“ zugange. Die meisten von ihnen graben sich mit einer kleinen, löffelnähnlichen Schaufel Stück für Stück voran. Seitlich piksen sie behutsam in die Erde, so als wollten sie die Temperatur eines Bratens prüfen. Das Stochern hat System: Sticht man direkt von oben auf eine Landmine, löst sie aus – nahezu jeder Minenräumer kennt einen Freund, der schon einen Fuß oder einen Arm verloren hat.

„Ich mache es, um andere vor der Gefahr zu schützen“, sagt Madzokere, der seit acht Jahren in der Branche arbeitet. Zuletzt führte ihn seine Tätigkeit nach Afghanistan, Mosambik und ins Heimatland Simbabwe. Manchmal sieht er seine Kinder und seine Frau monatelang nicht. „Die Familie ist stolz auf mich, macht sich aber auch ständig Sorgen. Für meine Frau ist es fast so, als wäre sie mit einem Soldaten verheiratet.“

Die praktische Arbeit erfordert vor allem Geduld. Immer wieder muss die Suche wegen starker Regenschauer unterbrochen werden. Schweres Gerät kann auf den Falklands nicht eingesetzt werden, weil sie im durchnässten Boden sofort versinken würden. Spürhunde, die den Sprengstoff der Minen riechen können, kommen wegen starker Windböen ebenfalls nicht infrage. „Ich war schon an vielen Orten“, sagt Madzokere, „aber hier ist das Terrain definitiv am schwierigsten.“

Haben Madzokere und seine Kollegen eine Mine entdeckt, markieren sie sie zunächst mit einem roten Dreieck. Da Entschärfungsversuche zu ge-

fährlich wären, werden alle gefundenen Objekte einmal pro Woche kontrolliert gesprengt. Wie die Handgriffe ihres gefährlichen Jobs gehen, haben die Simbabweer in nur wenigen Wochen gelernt. Ein Großteil der Ausbildung entfiel auf medizinische Erstversorgung, erinnert sich der 42-Jährige.

Dass die Minen-Räumer fast immer aus Afrika stammen, führen ihre Arbeitgeber auf eine simple Tatsache zurück. „In ihrer Heimat werden sie mit den Problemen, die diese Technik verursacht, tagtäglich konfrontiert“, sagt Guy Marot, der das Abtragen der Minen im Auftrag der britischen Regierung überwacht. Richtig ist aber auch, dass es in Ländern wie Zimbabwe (Arbeitslosenquote über 80%) schlicht an Alternativen fehlt. Lieber ein gefährlicher Job als gar keiner.

Eine Festanstellung hat Nheya Madzokere bis heute nicht. Die Minenräumer werden von ihrem Auftraggeber – in diesem Fall dem britischen Kampfmittelbeseitiger Bactec – je nach Bedarf gebucht. Wie viel das Unternehmen zahlt, verrät es nicht. Die Minenräumer verdienen aber dreimal so viel wie bei jedem anderen Job in der Heimat, erklärt Marot. Legt man den Weltentwicklungsbericht der Vereinten Nationen zugrunde, dürften das trotzdem nur wenige Dollar pro Tag sein.

„Was ich verdiene, schicke ich meiner Familie“, sagt Madzokere, der sie nach eigenen Angaben damit gut ernähren kann. Zumindest aus wirtschaftlicher Sicht gilt sein Arbeitsplatz als sicher: Weltweit liegen nach Schätzungen der Vereinten Nationen noch immer über 100 Millionen Anti-Personen-Minen im Boden. Zwar haben inzwischen 161 Staaten die Ottawa-Konvention unterzeichnet, die diese Waffen verbietet, doch Räumungen verschlingen viel Zeit – und Geld.

Auf den Falklandinseln sind 20 bis 30 Jahre veranschlagt. Es könnte auch schneller gehen, doch die Politiker haben sich bewusst für ein langsames Vorgehen entschieden. „Die britische Regierung soll lieber den Ländern helfen, die verminte Flächen dringend für ihre Landwirtschaft brauchen“, sagt Mike Summers, Abgeordneter der Falklandinseln.

Für Nheya Madzokere bedeutet das, dass sein Auftrag im März vorerst endet. Wohin ihn der nächste Einsatz verschlägt, weiß der Minenräumer noch nicht. „Inschallah“, sagt er nur und macht sich wieder an die Arbeit. Der Regen hat aufgehört.

4. Die argentinische Sicht

Eines steht fest: Die Argentinier – oder zumindest die argentinischen Regierungen – erheben seit jeher Anspruch auf die Falklandinseln. Ob diese berechtigt sind oder nicht, darüber sind sich nicht einmal die Vereinten Nationen einig. Um etwas Klarheit in den Konflikt zu bringen, helfen vielleicht einige nüchterne geschichtliche Daten, die verdeutlichen, wie wechselhaft die Geschichte der kleinen Inselgruppe tatsächlich ist – und dass eine eindeutige Zuordnung, wie so oft bei derartigen Territorial-Disputen, eben alles andere als einfach ist. Was die argentinische Bevölkerung über die Debatte denkt, die ihre aktuelle Regierung bei jeder erstbesten Gelegenheit erneut entfacht, werde ich im darauffolgenden Kapitel erläutern.

4.1 Kleine Geschichtskunde

1690: Der englische Captain John Strong betritt als Erster die Inselgruppe. Sie wird nach dem Kommandanten der Admiralität, Lord Falkland, benannt. Zuvor waren die Falklandinseln bereits auf zahlreichen Karten von Inselgruppen verzeichnet worden, nachdem sie der Holländer Sebald de Weert gesichtet hatte.

1764: Frankreich errichtet eine Kolonie mit 250 Einwohnern in Port Saint Louis auf den östlichen Falklands. Da verschiedene Seefahrer-Nationen ihre eigenen Außenposten auf den Falklands errichten, herrscht über mehrere Jahre ein Nebeneinander. Dadurch kommt es zwar zu Spannungen, aber ein ernsthafter Konflikt bricht nicht aus – wohl auch deswegen, weil niemand ernsthaft den Versuch unternimmt, die Falklands dauerhaft zu besiedeln.

1766: Spanien kauft Frankreich die Kolonie ab. Gleichzeitig gründen die Briten eine eigene Siedlung, rücken aber wegen des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges wieder ab, in dem sie alle verfügbaren Truppen benötigen.

1811 bis 1833: Argentinien, Großbritannien und die USA üben jeweils kurzzeitig die Kontrolle über die Falklandinseln aus. Sie dienen vor allem als Handelsposten und sind nur von geringer strategischer Bedeutung. Interessant ist hierbei vor allem die argentinische Argumentationsweise: Da sich die Argentinier als direkte Rechtsnachfolger des spanischen Vizekönigs sehen, der die südamerikanischen Kolonien verwaltete, pochen sie auf ihr (erkauft)es Recht. Schließlich haben sie die Inseln von den Franzosen erworben.

1833: Der britische Captain James Onslow betritt Port Louis, die zahlenmäßig unterlegenen Argentinier ziehen nach einem Ultimatum ab. Seither

stehen die Falklandinseln unter britischer Verwaltung.

1982: Falklandkrieg. Argentinische Truppen besetzen die Falklands, werden aber kurz darauf vom britischen Militär geschlagen. Fast 1.000 Menschen sterben.

4.2 Säbelrasseln als Ablenkung

Zitiere nie einen Taxifahrer! Irgendwo habe ich einmal gelesen, dass jeder halbwegs gute Reporter dieses ungeschriebene Gesetz journalistischer Arbeit befolgen sollte. Denn, so glauben manche, spielt in einem Artikel ein Taxifahrer/Barkeeper/Hotelpage eine zentrale Rolle, wird dem Autor das mit ziemlicher Sicherheit als Faulheit ausgelegt. Schließlich hat dieser statt zu recherchieren mal eben die naheliegendste und bequemste Recherchequelle gewählt – nämlich die, die einem sowieso gerade vor der Nase sitzt. Und doch lausche ich wie gebannt, schreibe innerlich jedes Wort mit, das mir Carlos, der Taxifahrer, auf dem Weg vom Flughafen zu meinem Hotel in Buenos Aires erzählt. Mit Leidenschaft trägt er vor, was er von der Diskussion über die Falklandinseln hält, schildert mir jedes Detail seines verstorbenen Neffen, der 1982 die britischen Kriegsschiffe bombardierte und hinterher selbst abgeschossen wurde. Die warmen 30 Grad, die das sommerliche Argentinien erhitzen, unterstreichen die Leidenschaft des älteren Mannes umso mehr: „Diese Inseln“, holt er aus, „sind ein Thema, von dem ich dir jetzt mal was erzähle.“ Zeit genug hat er: Bis zum Hotel sind es noch 35 Minuten.

„Las Malvinas?“ Carlos Suárez braucht nur das Stichwort zu hören, um in Rage zu geraten. Malvinas – so heißen in Argentinien die Falklandinseln, die 400 Kilometer vor der Küste des südamerikanischen Landes liegen, politisch aber zu Großbritannien gehören. „Damit will uns die Regierung doch nur für dumm verkaufen“, sagt Suárez, der seit 30 Jahren sein Geld als Chauffeur in Buenos Aires verdient.

Seit Jahrhunderten streiten sich Argentinien und Großbritannien darüber, wem die Falklandinseln gehören, die seit dem 19. Jahrhundert von London verwaltet werden. Einzige Ausnahme: Ein kurzer, aber blutiger Konflikt im Jahre 1982, bei dem argentinische Truppen die Inseln besetzten, kurz darauf aber von den Briten wieder vertrieben wurden.

Seit sich der Falklandkrieg im vergangenen Jahr zum 30. Mal jährte, hat auch die argentinische Präsidentin Cristina Fernández de Kirchner den Ton gegenüber Großbritannien verschärft. Sie wird nicht müde, den Anspruch ihres Landes auf die „Malvinas“ geltend zu machen – und spricht stets von großem Rückhalt im Volk.

In Wahrheit ist die Bevölkerung jedoch tief gespalten. „Wir sind ein so großes Land, diese Mini-Inseln sind doch völlig unbedeutend“, beteuert Suárez. Die Regierung, glaubt er, wolle mit dem Thema beim Volk punkten. „Wir sind das Land der Korruption, indem sich Minister jeden Tag bereichern, während die Elendsviertel ohne Abwasseranschluss immer weiter wachsen. Da ist jede Ablenkung recht.“

Nach ihrer Wiederwahl im Jahre 2011 ist die Popularität der Präsidentin merklich gesunken. Bei mehreren Großdemonstrationen gingen im vergangenen Jahr mehrere Hunderttausend Menschen auf die Straße – gegen steigende Arbeitslosigkeit, Misswirtschaft und ein neues Pressegesetz, das viele als Gängelung regierungskritischer Medien ansehen. „Und dann kauft man eine Landkarte, auf der die Falklands als argentinisches Staatsgebiet eingezeichnet sind“, spottet der 30-jährige Systemanalyst Mercedes Goggi. „Als ob das was ändern würde.“

Andererseits bringt der Falklandkonflikt der Regierung durchaus die erhofften Sympathien ein. Überall in Argentinien finden sich Schilder, Graffiti und Plakate, auf denen der Anspruch auf die Inseln bekundet wird. „Die Briten sind nichts als Piraten“, echauffiert sich etwa der Rechtsanwalt Jaime Visceral. „Wir sollten mehr diplomatischen Druck auf England aufbauen“, sagt der 29-jährige, „vielleicht sogar ein Handelsboykott.“

Für viele ist die geografische Lage ausschlaggebend. „Wieso hat ein Land das Sagen, das Tausende Kilometer entfernt liegt?“, fragt Visceral und sieht darin einen Verstoß gegen internationales Recht. In Buenos Aires haben Veteranen unterdessen ein Zeltlager vor dem Präsidentenpalast errichtet, indem für die „argentinischen Inseln“ geworben wird. Der eigentliche Zweck ist jedoch ein anderer: Die ehemaligen Soldaten protestieren gegen Altersarmut – die Regierung zahle den viel gepriesenen Helden nicht einmal eine anständige Rente.

4.3 „Weder britisch noch argentinisch“

Carlos der Taxifahrer hatte mir eine Unerwartete, wenn auch höchst interessante Sichtweise des Falklandkonfliktes aufgezeigt. Natürlich sollte sich erst noch zeigen, ob er damit allein auf weiter Flur steht oder nicht. Da mich vor allem die Sichtweise der Millennium-Generation interessiert, also junge Leute mit den Geburtsjahren 1982 bis 2000, habe ich mich bei meinen Interviews in Buenos Aires vorwiegend auf diese Gruppe konzentriert. Im Folgenden kommen Sergio (Programmanalyst, 28), Belen (Prokurist, 30) und der etwas ältere Journalist Sebastian (39) zu Wort. Ich habe ihnen in Einzelinterviews jeweils die gleichen Fragen gestellt. Aus Gründen der Übersicht-

lichkeit sind die Antworten aber hier zusammengefasst.

Sind die Falklandinseln argentinisch oder britisch?

Sergio: Für mich sind sie argentinisch, und zwar vor allem aus zwei Gründen: Zum einen wurden sie 1833 von den Briten mithilfe eines Kriegsschiffes annektiert. Zum anderen liegt England am anderen Ende des Atlantiks. Wie können sie ein Stück Land für sich in Anspruch nehmen, das Tausende von Kilometern von ihrem eigenen Territorium entfernt liegt?

Belen: Keines der beiden Länder hat das Recht, die Souveränität der Malwinen infrage zu stellen. Sie waren eine britische Kolonie auf argentinischem Boden, aber heute sollten sie ein unabhängiges Land sein.

Sebastian: Es tut weh, das zu sagen, aber sie waren mal argentinisch und jetzt sind sie britisch. Diejenigen, die dort leben, fühlen sich als Briten und nicht als Argentinier. Mein Onkel war übrigens ein Captain in der argentinischen Armee und wurde von den Briten am Ende des Krieges gefangen genommen. Am Ende kam er dann mit den anderen argentinischen Kriegsgefangenen frei. Die Briten haben ihn immer gut behandelt und auch den anderen geholfen, wenn sie etwas brauchten.

Wieso ist der Falklandkonflikt heute immer noch ein relevantes Thema?

Sergio: Puh, das ist aber eine ganz schön weit gefasste Frage, um sie in ein oder zwei Sätzen zu beantworten. Also: Der bewaffnete Konflikt von 1982 nahm seinen Anfang in einer Militärdiktatur, die wusste, dass so langsam ihr Ende gekommen war. Um das zu verhindern, entschloss sich die Militärregierung zu einer Intervention auf den Malwinen – ohne die Vereinten Nationen oder irgendwen davon in Kenntnis zu setzen. Das Ergebnis kennen wir ja. Spätestens als die Engländer die Fotos ihrer gefangen genommenen Soldaten sahen, war klar, dass diese Invasion mit Blut bezahlt werden würde. Das Thema ist immer noch aktuell, weil Argentinien kein Land mit einer schönen Geschichte ist und in der jüngsten Vergangenheit nur einen Krieg ausgetragen hat – den um die Malwinen. Sie sind eine offene Wunde, und genau deshalb wird auch immer noch darüber diskutiert.

Belen: Das Thema ist vor allem deshalb aktuell, weil die argentinische Regierung es strategisch ausnutzt – und damit die drängenden Themen der Gegenwart kaschiert.

Sebastian: Der Falklandkonflikt kommt der argentinischen Regierung sehr gelegen, weil er andere wichtige Themen wie Korruption, Arbeitslosigkeit oder Inflation verdrängt. In Wahrheit interessiert sich diese Regierung überhaupt nicht für die Malwinen.

Bist du zufrieden mit der aktuellen argentinischen Regierung?

Sergio: Die stellen immer wieder Forderungen in Bezug auf die Malwi-

nen, weil das in den Medien gut ankommt. Aber die Sache ist doch entschieden. Auf den Inseln bleibt alles, wie es ist, da passiert nicht das gleiche wie in Hongkong. Diese Kolonie haben die Briten nur zurückgegeben, weil China eine Weltmacht ist. Argentinien stellt aber keine Bedrohung dar, und deshalb bleibt alles beim Alten.

Belen: In Argentinien vertreten die Regierungen keine einheitliche Linie. Im Allgemeinen sind es Verschwender. Das heißt, in den ersten Jahren ihrer Amtszeit machen sie erst einmal alles komplett anders als ihre Vorgänger – nur, weil es eben die anderen waren. Danach starten sie dann eine eigene Kampagne. Die aktuelle Politik bekommt vor allem die Mittelklasse zu spüren. Ich gehöre zur Mittelklasse und musste in den letzten Jahren ziemliche Abstriche machen. Unsere Lebensqualität ist spürbar gesunken. Da fällt es mir schwer, etwas Positives an dieser Regierung zu finden.

Sebastian: Ich stimme mit deren Politik überhaupt nicht überein. Diese Regierung behandelt Kuba, Venezuela, Ecuador, den Iran und andere quasi-totalitäre Regime wie Freunde – das ist doch ein Witz! In Argentinien haben wir jeden Tag weniger Freiheiten und wir können kaum noch das Land verlassen. Jeder Tag, der vergeht, lässt das Leben hier ein bisschen mehr wie in Kuba werden, wo man für alles, was man tun möchte, vorher den Staat um Erlaubnis fragen muss. Es erinnert mich an das, was die Leute in der DDR ertragen mussten. Es macht mich traurig, das zu sagen, und es ist noch trauriger, so zu leben.

4.4 Meinungsfreiheit in Argentinien: 30 Jahre nach der Diktatur

Wenn ein Sprayer so richtig loslegt, verliert alles andere an Bedeutung. „Dann zählt nur noch das Kunstwerk“, sagt Ana Montenegro und schildert die Geschichte eines jungen Mannes, der sich so über eine jungfräuliche Mauer freute, dass er sie stundenlang ohne Pause besprühte. „Als er sich irgendwann umdrehte, standen 20 Polizisten hinter ihm – ihm war gar nicht aufgefallen, dass er sich an einer Polizeiwache zu schaffen machte.“

Was anderswo wahrscheinlich sofort zur Verhaftung geführt hätte, wurde in Buenos Aires auf die lokale Art gelöst. „Nachdem der Mann die Wand mit weißer Farbe übermalt hatte, war die Sache vergessen“, sagt Montenegro und genießt die verblüfften Gesichter ihrer Zuhörer. Die 27-Jährige verdient ihr Geld damit, Touristen eine ganz andere Seite ihrer Heimatstadt zu zeigen. In Vierteln, die kein regulärer Reiseführer empfehlen würde, berichtet sie von aufstrebenden Künstlern, ökonomischen Krisen und dem ungezähmten Drang zur Meinungsäußerung. Ihre Anschauungsobjekte: Hunderte von bemalten, besprühten, bepselsten Wänden in Buenos Aires. „Rein

vom Gesetz her sind Graffiti auch in Argentinien illegal“, sagt Montenegro. Das kümmere aber niemanden. „In der Praxis haben wir hier ein ganz anderes Verhältnis zu diesen Kunstwerken. Sie werden überall toleriert.“

Warum das so ist, erklärt die gelernte Journalistin anhand eines verblichenen Bildes, das zwischen neu gemalten Strichen und Farbkleckschen kaum noch zu sehen ist. Es zeigt ein Comic-Männchen im Taucheranzug, genannt „El Eternauta“. Die Figur ist in Argentinien ungefähr so bekannt wie Asterix in Frankreich. Sie verkörpert einen Helden, der sich in einer post-apokalyptischen Welt durchschlagen muss. „In der realen Welt musste der Autor dafür mit seinem Leben bezahlen“, sagt Montenegro und verweist auf die Biografie des Autors Héctor Germán Oesterheld. Weil dessen Comics der Militär-Diktatur zu kritisch waren, wurde Oesterheld 1977 verhaftet – und tauchte nie wieder auf. Als eine Art Wiedergutmachung erlaubte der spätere Präsident Néstor Kirchner die freie Vervielfältigung der Eternauta-Figur. „Er war an Tausenden von Häusern zu sehen“, sagt Montenegro, „das war die Geburtsstunde der argentinischen Graffiti-Bewegung.“

Am nächsten Haus ist von der historischen Demut nichts mehr zu spüren. Mit roter Farbe hat jemand dutzendfach seinen Namen auf den bröckelnden Putz geschmiert, daneben Liebesschwüre für die Angebetete. Die alternative Stadtführerin grinst: „Der kannte wohl noch kein Facebook.“ Doch selbst hier können die Teilnehmer – hauptsächlich junge Leute aus Europa und den USA – noch etwas lernen: „Das Schöne“, sagt Ana Montenegro, „ist die Toleranz auch innerhalb der Community. In New York kannst du erschossen werden, wenn du in der falschen Gegend sprühst. Hier gibt es eher eine humorvolle Konkurrenz zwischen Künstlern, Sprayern und denjenigen, die es noch werden wollen.“

Die Hierarchie der Künstler zeigt sich auch an der nächsten Straßenecke: Von vulgären Sprüchen bis hin zu kompletten Landschaften, die in tagelanger Arbeit entstanden sein müssen, ist alles dabei. Ob Telefonzelle, Garagator oder Spielplatzzaun: Alles, was ohne großen Aufwand bemalt oder besprüht werden kann, dient als Leinwand. Und als ökonomisches Anschauungsmaterial gleich mit: „Nach dem Zusammenbruch unserer Wirtschaft im Jahre 2001 ging es vielen so schlecht, dass sie sich nicht mal mehr Spraydosen leisten konnten“, erzählt Montenegro. Mit Baumarktfarbe „und allem, womit man sonst irgendwie malen konnte“ hätten die Menschen dann ihre Botschaften verbreitet – darunter auch viele Angehörige der Mittelklasse, die es besonders hart traf.

Einige haben sich von dem Sturz nie wieder erholt, was auch bei der Tour mehr als deutlich wird. Immer wieder sieht man Obdachlose, die zwischen den bunten Häuserfronten ihre Matratzen aufschlagen. Hin und wieder biegt

ein voll beladener cartonero um die Ecke. Die Männer durchwühlen die Mülleimer der Stadt nach Verwertbarem und verkaufen es an Recyclingfirmen. „Klar, dass sich solche Verhältnisse auch in der Street Art-Szene niederschlagen“, sagt Montenegro und führt die Gruppe zum nächsten Stopp: Eine endlos wirkende mathematische Gleichung, verteilt über eine ganze Wand. „Die Künstler haben es ja nicht so gerne, wann man ihre Werke für sie deutet. Aber hier geht’s mit Sicherheit darum, dass sich heutzutage alles nur noch um die Zahlen der Wirtschaft dreht.“

Nach so vielen trübseligen Nachrichten gibt es dann aber noch eine gute Nachricht: „Viele lokale Künstler sind inzwischen so bekannt, dass sie zu Ausstellungen in aller Welt eingeladen werden“, berichtet Montenegro. „Die wenigsten können allerdings wirklich davon leben, weshalb sie sich über die Hilfe unserer Organisation freuen.“ Diese heißt Graffitimundo, organisiert die Stadttouren und wird von einer Gruppe aus Studenten, Künstlern und Medienschaffenden größtenteils nebenberuflich betrieben. Obwohl Graffitimundo erst seit drei Jahren existiert, hat sich das Projekt schon herumgesprochen. „Die Führungen sind ausgebucht“, freut sich Montenegro.

Hinter der nächsten Kreuzung wartet eine Überraschung. „Wolltet ihr schon immer mal wissen, wie die Profis arbeiten?“, fragt Montenegro und deutet auf ein offen stehendes Garagentor. Dahinter verbirgt sich eine muffige, nur spärlich beleuchtete Halle. Es riecht nach Farbe, Schweiß und Verdünnung – das Gemeinschaftsatelier dreier Künstler, die es im Street-Art-Business bis ganz nach oben geschafft haben. Ein junger Mann tritt zu der Gruppe hervor: „Hi, ich bin Nicolas, aber auf der Straße kennen mich alle nur unter dem Namen Ever.“ Der 27-Jährige malt am liebsten riesige Mao-Köpfe, aus denen bunte Farbtupfer quellen. „Schaut mal hier“, sagt er auf Englisch und gibt ein Tablet in die Runde. Zu sehen ist ein zehngeschossiges Wohnhaus in Puerto Rico, bemalt mit einer übergroßen Frau. „Das hab ich in acht Tagen gemacht“, sagt „Ever“, sichtlich stolz über die vollbrachte Leistung. Nur Mao sei als Motiv diesmal weggefallen: „Das war schließlich eine Auftragsarbeit. Und in den USA ist der chinesische Nationalheld nicht so gefragt. Da kommt eine Frau besser an.“

Auftragsarbeiten und Straßenkunst: Passt das überhaupt zusammen? „Das gibt’s in Buenos Aires öfter, als man denkt“, sagt Ana Montenegro. Kaum 50 Meter nach dem Atelier hat sie das erste Beispiel für ihre These entdeckt: eine bunte Wand voller Graffiti, an deren Rand sich verblichene rot-blau-weiße Streifen abzeichnen. „Das waren Botschaften, die Politiker in Auftrag gegeben hatten. Besonders vor Wahlen ist die Stadt voll davon.“ Auch das sei ein Grund, warum viele Hausbesitzer nichts gegen bunte Fassaden einzuwenden hätten: „Die Leute wollen lieber echte Kunst als Propaganda. Da ist es nur recht, wenn die Botschaften schnell wieder übersprüht werden.“

Genauso widersprüchlich findet die junge Frau die Politik der Stadtverwaltung. So engagiere das Rathaus zuweilen Künstler, damit sie Wände bemalen. „Andererseits schicken sie Graffiti-Patrouillen aus, um solche Handlungen zu unterbinden.“ Spätestens jetzt brummt den Teilnehmern der Schädel. Legal? Illegal? Halblegal? Und jetzt doch die Polizei? Ana Montenegro holt Luft. „Ich habe ja nicht gesagt, dass die Graffiti-Patrouille wirklich aktiv ist. Die gehen, wenn überhaupt, nur vor den Edel-Boutiquen auf Streife.“ Wäre es nicht so schön bunt und anschaulich – die alternative Stadttour klänge fast wie ein Politikseminar. Allerdings eines, das die Zuhörer interessiert: „Das ist alles total neu und spannend für mich“, sinniert der 23-jährige Nico Fort aus Worms. „Für das, was in Buenos Aires als Kunst gilt, musste einer meiner Bekannten 100 Sozialstunden ableisten.“

Nach dreieinhalb Stunden visueller und geistiger Reize endet die Führung an einem würdigen Ort: Die Post Street Bar im Szeneviertel Palermo serviert man Bier im Erdgeschoss und Kunst in der ersten Etage. Für Preise, die bei unter 50 Euro beginnen, gibt es Miniatur-Ausgaben der zuvor besichtigten Straßenkunst zu kaufen. Jetzt, wo man so gut wie alles über Wirtschaft, Kultur und Graffiti-Kunst weiß – wer könnte da schon noch Nein sagen?

4.5 Interviews: Nein, danke!

Politiker zu treffen ist normalerweise keine große Sache. Sicher, sie wollen stets im besten Licht erscheinen, reden gern in Schachtelsätzen und Worthülsen. Doch im Großen und Ganzen sind sie für Interviews gerne zu haben – liegt es doch in ihrem ureigenen Interesse, sich selbst und ihre Agenda der Öffentlichkeit zu präsentieren. Dachte ich. Oder anders gesagt: So bin ich es von Europa und den USA gewohnt, wo ich nie Probleme hatte, solche Termine zu organisieren.

Da ich aber noch nie in Südamerika gewesen war, wusste ich nicht, was mich in Sachen Politiker-Interviews erwarten würde. Wären sie bei kritischen Fragen gleich gekränkt? Hätten Sie mit Pressefreiheit nichts am Hut? In meinem Kopf klang das nach einem bösen Vorurteil, aber ganz ausschließen wollte ich es dennoch nicht. Also fragte ich bei einer ehemaligen Heinz-Kühn-Stipendiatin nach, die mittlerweile in Buenos Aires lebt. „Es ist hier nicht so einfach, Politiker zu treffen“, schrieb sie mir – und behielt recht.

Wie gerne hätte ich in Argentinien mit Volksvertretern über die Falklandfrage gesprochen! Dass sich wohl kaum Präsidentin Kirchner für mich Zeit nehmen würde, war mir natürlich klar. Aber nicht mal ein einfacher Abgeordneter? Oder ein sonstiges Parteimitglied? Ich habe sie alle angeschrieben. Lags an meinem Spanisch? Perfekt war das sicher nicht, aber trotzdem

durchweg verständlich, wie mir ein peruanischer Freund später versicherte. War ich als freier Journalist vielleicht zu unbedeutend? Auch möglich. Oder hatten sie gar Angst, bei einem Interview ins Stocken zu geraten? Eher unwahrscheinlich, aber wer weiß.

Bis heute habe ich keine Antwort auf meine zahlreichen E-Mails erhalten. Nicht mal das Touristenbüro von Buenos Aires, das geführte Touren zu den Kriegsdenkmälern anbietet, nahm sich Zeit für meine Antwort. Zumindest eines ist gewiss: Am Spamverdachtsordner Lags nicht. Den habe ich nämlich zuerst gecheckt. Schade liebe argentinische Politiker, ich hätte gerne mit euch geredet. Vielleicht beim nächsten Mal. Dann rufe ich an!

5. Persönliches Fazit

Was hatte ich mir nicht alles vorgenommen! Ganz am Anfang wollte ich sogar noch in London recherchieren, um Fakten über die Falklandinseln innerhalb der britischen Regierung zusammenzutragen. Das wäre dann wohl doch ein bisschen zu viel des Guten gewesen. Auch so komme ich von dieser Reise mit leerer Geldbörse und vollgeschriebenem Notizblock zurück. Dafür haben sich die Geschichten, an denen ich gearbeitet habe, voll und ganz gelohnt. Zudem ergaben sich viele Aspekte, an die ich vorher gar nicht gedacht hatte – zum Beispiel die interessante „Graffiti-Führung“ in Buenos Aires, die einen interessanten Einblick in die argentinische Geschichte vermittelt hat (und damit auch in gewisser Weise den Falklandkrieg besser verständlich machte).

Oder auch die Minenräumer auf den Falklands: Nie hätte ich mir vorher träumen lassen, einmal so nah an ein bestehendes Minenfeld zu gelangen. Und nein: Ich bin nicht wirklich reingegangen, sondern habe schön am Zaun gewartet, während die Arbeiter nach den gefährlichen Gegenständen gegraben haben. Da waren mir dann doch zu sehr Ute Maria Kilians mahnende Worte im Gedächtnis, man schicke Stipendiaten auf keinen Fall in Kriegsgebiete. In diesem Fall tobte zwar kein Krieg mehr, aber besonders friedlich fühlte sich der verminte, regengetränkte Boden trotzdem nicht an.

„See you soon“, hatten mir viele Gesprächspartner zugerufen, als ich am „International Airport“ der Falklands wieder in den Flieger gestiegen bin. Ob ich wirklich noch einmal auf dieses karge Stück Erde zurückkehre, möchte ich allerdings bezweifeln. Die Recherche war spannend, die Stimmung der Einheimischen aufgeschlossen. Aber als Urlaubsort, wie sie neuerdings angepriesen werden, wären mir die Falklands definitiv zu kalt. Wenn schon eine britische Insel, dann doch lieber das sonnige Gibraltar! Aber auch da gibt es sicherlich noch das eine oder andere spannende Thema zu recherchieren.

Und natürlich möchte ich mich noch einmal ganz herzlich bei der Heinz-Kühn-Stiftung für dieses Stipendium bedanken: VIELEN DANK! Ganz selbstverständlich war die Zusage ja nicht. Schließlich ging es zwar geografisch schon um Südamerika, politisch dann aber doch ziemlich stark um Europa – oder sagen wir eher Großbritannien (auch wenn das die argentinischen Spitzenpolitiker natürlich ganz anders sehen).

Nachtrag am 11. April: Inzwischen ist die Volksabstimmung schon fast wieder vergessen und das Leben auf den Falklands geht seinen gewohnten Gang. Noch immer stehen die meisten südamerikanischen Länder hinter Argentinien, wengleich auch dort die aggressive Rhetorik zunehmend auf Unverständnis stößt. Die Europäische Union hält sich bei dem Thema weiterhin zurück, während der amerikanische Außenminister John Kerry sich bei seinem März-Besuch in London am liebsten auf keine Seite schlagen wollte. Er ermahnte beide Parteien, gemeinsam nach einer friedlichen Lösung zu suchen – was die britische Boulevardpresse wiederum als uneingeschränkte Solidaritätsbekundung deutete. Und die argentinische Regierung? Die hat schon länger nichts mehr von sich hören lassen. Nach den Erfahrungen der Vergangenheit dürfte das aber nur eine Frage der Zeit sein.

Dafür hat ein anderes Ereignis für Aufsehen gesorgt: Margaret Thatcher, die Eiserne Lady, die auf den Falklands immer noch wie eine Heldin gefeiert wird, ist gestorben. Neben hitzigen Debatten, ob Thatcher nun das Land dem sozialen Kahlschlag ausgesetzt oder fit für die Zukunft gemacht hat, mischte sich eine weitere Neuigkeit in die Nachrichtenflut: Ein früherer Vertrauter verriet dem britischen „Guardian“, wie heikel die Debatte um den Falklandkrieg damals innerhalb der Thatcher-Regierung geführt wurde. Mehrere Berater hätten ihr damals von einer Rückeroberung abgeraten – um sich in den Augen der Welt nicht lächerlich zu machen.

Sogar ein „Ausverkauf“ der Inselbewohner sei damals eine realistische Option gewesen: Wer freiwillig in ein anderes britisches Gebiet übersiedelt wäre, hätte mit einer Entschädigung rechnen können. Doch die Geschichte nahm einen anderen Lauf, Thatcher setzte aufs Militär und ließ die Falklandinseln das bleiben, was sie bis heute sind – ein britisches Überseegebiet. Ob das nun gut ist oder nicht, lässt sich abschließend kaum sagen. Es wird, wenn überhaupt, nur die Zeit zeigen. Und die ist ja bekanntlich geduldig.